



Bodo Uibel

„Fünf-Minuten-Geschichten“

BLOCK

Zu nichts nütze

(Bearbeitung eines orientalischen Aphorismus)

Vor Zeiten lebte auf einem Hügel am Rande der Wüste eine alte, weise Frau. Sie war arm dran, denn sie hatte keinen Sohn, der ihr im Alter hätte Brot bringen und Wasser herantragen können. Sie musste alles selber tun und mühte sich so gut sie konnte um ihr Auskommen. In ihrem Gärtlein pflanzte sie Heilkräuter an, bereitete sie zu und brachte sie den Kranken. Gern verweilte sie im Schatten der Palmen unten an der Wasserstelle und lauschte dem rauschenden Wind in ihren Wedeln. Die Leute sagten sogar, sie könne mit den Bäumen sprechen und mit den Vögeln in ihrem Gezweig schwatzen. Täglich ging die Greisin den Weg durch die Wüste hinab zur Quelle, um Wasser zu holen. Dazu nahm sie das hölzerne Joch mit den zwei irdenen Schalen vom Haken, legte es über ihre Schultern und machte sich auf den Weg. Den Hügel hinab ging alles recht gut. Die Schalen waren leer, und ihre Füße liefen wie von selbst. Hatte sie ihre Schalen gefüllt, trat sie den beschwerlichen Rückweg an, und es dauerte lange, bis sie wieder zu Hause ankam.

Nun hatte eine der beiden Schalen einen Sprung. Wenn also die Alte ihre Hütte erreicht hatte, war fast das gesamte Wasser ausgelaufen. So ging das nun schon viele Jahre. Gleichwohl beließ sie alles, wie es war.

Eines Tages – die emsige Frau hatte die Schalen gerade wieder mit Wasser gefüllt – meldete sich die geborstene Schale zu Wort und fragte: „Warum hänge ich noch immer an deinem Tragestab? Warum füllst du mich immer wieder mit Wasser, wo du genau weißt, dass ich es doch verlieren werde? Warum hast du mich nicht schon lange auf den Müllberg geworfen, wohin alles geworfen wird, was zu nichts mehr taugt? Sieh’ mich an! Ich kann nicht mehr verrichten, wozu mich der Töpfer einst bestimmt hatte. Zu nichts, rein zu gar nichts bin ich mehr nütze!“

Da sprach die weise Frau: „Meine liebe Schale! Ich habe, wie du weißt, zwei Schalen: Dich zur Rechten und deine Schwester zur Linken. Die Unversehrte leistet mir die guten Dienste, für die sie – wie Du – einst geschaffen wurde. Ohne sie müssten meine Kräuter im Garten verdorren und ich verdursten. Du aber benetzt den Rand des Wüstenweges, den ich täglich gehe, so dass Blumen wachsen können zu meiner Freude – von der Quelle bis hinauf zu meiner Hütte. So seid ihr mir beide lieb und beide nützlich, so lange ich lebe.“

Det kann ich nich!

Früher hielten es die Menschen noch nicht so sehr mit der Reinlichkeit ihres Körpers. Von Hygiene im heutigen Sinn wusste man fast gar nichts. Dies galt insbesondere für die Leute auf dem Lande. Dort lebte man sehr nahe an der Natur. Und zur Natur gehört es, dass sie dem, der sich ihr in spezieller Weise nähert, viele Gelegenheiten bietet, sich schmutzig zu machen, zumal wenn man – wie die Bauern – täglich mit ihr in Berührung kam.

Da mistete der Bauer zum Beispiel seine Ställe aus, damit es die Tiere recht gut haben darin. Daher hielt es der Landwirt für das Normalste seiner Existenz, dass er dabei selbst im Kot herumtrampeln, die mit diesem Stoff vollgepackte Karre zu dem mitten im Hof platzierten Misthaufen schieben und sie dort entladen musste. Rief dann die Bäuerin zum Frühstück, dann wusch sich der fleißige Mann zwar seine Hände unter der Pumpe ab, benutzte aber als sprichwörtlich sparsamer Landmann keine Seife, sondern eine selbst hergestellte Mischung aus Soda und Sand. Auch die Bäuerin kam intensiv mit der schmutzigen Seite der Natur in Berührung, wenn sie beispielsweise auf ihrem Melkschemel „unter den Kühen“ saß und ihnen die Euter entleerte. Nur, anders als ihr Mann, säuberte sie ihre Hände in der Küche. Denn für die Arbeit am Kochherd mussten ihre Hände sauberer sein als die des Mannes beim Früh-

stück. Deshalb lag in der Küche auch ein Stück Kernseife zu dienlichem Gebrauch bereit. So hatte alles seine Ordnung. Aber wie es beide – Bäuerin und Bauer – unten herum mit der Reinlichkeit hielten, zeigt beispielhaft ein Patientenbesuch bei Dr. Martin Schulz, Landarzt in Kleinwackern in der Ullermark:

In dessen Sprechstunde also rückte eines Tages eine Bäuerin an. Sie hatte sich das rechte Fußgelenk verstaucht und litt große Pein. Ihr ganzes Bein sei nach ihrem Gefühl schon angeschwollen, und sie brauche daher ärztliche Hilfe, begründete sie ihren Besuch.

Dr. Schulz, der alle seine lieben Patienten mit Namen, aber insbesondere ihre Eigenarten kannte, bat sie, ihren reizvollen selbstgestrickten Strumpf auszuziehen, um den Grund ihrer Bekümmernis in Augenschein nehmen zu können.

Die Frau tat gehorsam, was der Doktor von ihr verlangte, und streckte ihm ihr nacktes Bein entgegen. Der sah es sich an, entdeckte aber zunächst nicht viel. „Hm, Elke!“ ließ er sich vernehmen. „Wo tut es denn weh?“

Elke zeigte auf den Knöchel. Der Doktor betastete die Stelle und Elke schrie auf: „Jo, jo, det is et!“

„Da zieh doch auch noch den anderen Strumpf aus“, ordnete der Doktor an.

Die wackere Elke zuckte kurz mit den Mundwinkeln und sprach: „Det kann ich nich!“

Darauf der Doktor: „Was kannst du nicht? Den anderen hast du ja auch runter gekriegt. Also tu, was ich dir sage.“

Elke wurde bockig und widersprach: „Nee, nee, det Been is jesund! Det hier tut wehtun“ und zeigte auf das entblößte Bein.

„Mach kein Theater! Ich muss deine Haxen vergleichen können!“, belehrte der Doktor seine unwillige Patientin. Doch die blieb bei ihrer Entscheidung: „Det mach ich nich! Sie sind doch der Dokter, und `n Dokter guckt det Kranke an und nich det Gesunde – noch dazu bei `ne Frau!“

Nach dieser unbilligen Belehrung schloss Dr. Martin Schulz, Landarzt allhier und intimer Kenner seiner Klientel, die Konsultation ab und schickte seine Patientin nach Hause.

Nach etwa einer halben Stunde stand die liebe Elke erneut im Sprechzimmer und verkündete kleinlaut, sie wolle nunmehr doch auch den linken Strumpf ausziehen.

Dr. Martin Schulz hatte richtig vermutet: Elke brauchte eine diskrete Unterbrechung der Konsultation, um sich zu Hause rasch auch das linke Bein zu waschen.

Opa Kleiber

Erste von insgesamt acht Geschichten
über Opa Kleiber

Runn Kleiber war ein Mann, wie ihn sich alle Kinder als Opa wünschen. Er hatte weiße Haare und einen ebenso weißen Bart, denn er war schon sehr alt. Und alt war für die Kinder jeder, der weiße Haare und einen weißen Bart trug. Deshalb nannten ihn die Kinder auch „Opa Kleiber“.

Opa Kleiber lebte allein in seinem kleinen Haus. Es stand mitten in einem großen viereckigen Garten. Die vier übrigen Häuser des kleinen Dorfes schlossen sich an je eine der vier Ecken seines Gartens an. Opa Kleiber erklärte das den Kindern so: „Wenn ihr Vögel wäret und über unser Dorf fliegen würdet, dann sähe alles aus wie die ‚Fünf‘ auf einem Würfel.“ Das verstanden die Kinder.

Opa Kleiber aber war gar kein „richtiger“ Opa, denn er hatte keine eigenen Kinder und deshalb auch keine Enkel. So jedenfalls gab er allen Kindern Auskunft, wenn sie ihn danach fragten. Denn ihnen war aufgefallen, dass es in den übrigen vier Häusern des kleinen Dorfes Kinder gab, nur nicht im Haus von Opa Kleiber. Aber für die Kinder war er doch „der Opa“, wenn er auch kein „richtiger“ Opa war. Denn das, was ein Opa haben musste, das hatte Opa Kleiber: die weißen Haare und

den weißen Bart eben. Und dazu kam, dass er sie immer freundlich behandelte. Das merkten die Kinder. Und dass er fantastische Geschichten erzählen konnte, davon schwärmten sie am allermeisten.

Deshalb gingen die Kinder gern zu Opa Kleiber in das Haus oder in den Garten. Jedes Mal sollte er ihnen wieder etwas Neues erzählen. Doch Opa Runn hatte nicht immer Zeit. War er in seinem Haus, dann saß er meistens an seinem Schreibtisch mit den vielen bekritzelten Zetteln, den Bleistiften und der Schreibmaschine. War er in seinem Garten zu finden, dann musste er umgraben, Unkraut jäten oder seine Kaninchen füttern, damit er etwas zu essen hatte. Dabei halfen ihm die Kinder, so gut sie es konnten, damit sie so rasch wie möglich an die neue Geschichte kämen. Opa Kleiber zeigte ihnen, wie alles geht mit den Pflanzen und den Tieren. Und sie lernten viel bei ihm. Nur bei der Arbeit am Schreibtisch konnte ihm kein Kind helfen. Da ließ er auch niemanden heran. Die Kinder hätten ihm ja die Zettel durcheinander bringen können! Und solange er noch schrieb, gab er den Kindern schöne Bücher mit bunten Bildern in die Hand, und sie mussten sich damit auf das Kanafee setzen und warten. War das Tagewerk dann vollendet, setzte er sich zu ihnen oder auf die Bank unter dem Kirschbaum und erzählte eine neue Geschichte – am liebsten Geschichten aus uralter Zeit, aber auch Geschichten aus seinem eigenen Leben. Und die Kinder merkten, dass dieser Opa ein ganz besonderer Opa war.